

Schubert, wie er war.

Die im Lauf der Jahrzehnte recht umfangreiche Schubert-Literatur, vom trockenen Forschungsergebnis angefangen, bis zum Roman und Bühnenwerk, hat bis heute nur wenig dazu beigetragen, gewisse, nicht bloß in der breiten Allgemeinheit, sondern auch in der Musikwelt festgefuzzte Meinungen über den unsterblichen Liebeskönig zu zerstreuen und der Wirklichkeit Verbreitung zu schaffen. Da sie erreichten zumeist das gerade Gegenteil.

Franz Schubert ist heute noch für die große Masse der ewig weinfröhliche, ewig zechende Urvæana vom Grund, der, ging's, war's recht, ging's nicht, war's auch recht, jeden freien Nachmittag zu einer Spritzfahrt ins Grüne benützte, in die weinmüntränzten, lieblichen Vordörfer des alten Wien, wo der „Buschen“ so gastfreundlich winkte, wie es eben nur in der Bachendzeit möglich war. Der Schubert-Franz ist noch immer der fesche Duldsbruder, der dann aus seiner weinbeduselten Glückseligkeit, aus seiner in Wehnut hiniüberfließenden Heurigenstimmung die schönsten Melodien schöpfte.

Mag Morold, der kürzlich in der Urania über Franz Schubert sprach, wies mit Recht auf die verzerrende Einwirkung hin, die besonders die Romanliteratur über Schubert, vor allem Bartisch's „Schwammerl“ auf das Lebens- und Charakterbild des unsterblichen Musikus haben muß. Vielleicht ging dem Vortragenden sein Temperament durch, wenn er den Schritt Bartisch's, einen Schubert-Roman mit der Epithete „Schwammerl“ zu versehen, geschmacklos, ja ruchlos nannte. Der Dichter wandert eben andere Wege als der streng sachlich vorschreitende Kritiker, der begeisterte Forscher und Musikfreund. Er nimmt irgend einen echten Kern und wohnt um ihn die feinen und farbenbunten Schleier seiner Phantasie, stellt ein verflorenes oder, noch existierendes Leben in die Wunderlichkeiten seiner poetischen Träume. Oder es beliebt seinem Pegasus, die Gasse in verkehrter Richtung zu durchschweben. Eine Gestalt, in deren Gesicht irgend ein verblasster Schatten ferner, lebendiger Wirklichkeit liegt und sonst lauter Züge dichterischer Bildhauerkunst, umgeben von der Schönheit und Echtheit irgend eines anziehenden Milieus. So schuf Bartisch seinen „Schwammerl“ und wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn ein Romanpoet sich wenig um naturgetreue Linienführung und unumstößliche Forschungsergebnisse schert.

Mag Morold in diesem Punkt auch ein wenig fehlgegangen sein, ihm gebührt das Verdienst, als Erster über das wirkliche Seelenleben des toten Meisters gesprochen zu haben, über Schuberts Seelenbildnis, frei von jeder Berr-

zierung, von allen althergebrachten Schablonen. Wenn man Schubert sehen will, wie er wirklich war, muß man vor allem die Liebesswürdigkeit des alten Wien seiner Tage gehörig dämpfen. Statt Rosarot und Himmelblau, mehr dunklere, wehmütige Töne. Und darf nicht immer die Heurigengeigen zirpen hören und den ratternden Reiterwagen voll ausgelassener, lachender, junger Menschen. Und die Weinblume des goldigen Nebenjaßes nicht mehr aufdringlich in der Nase spüren. Muß auch das Dreimäderlhaus vergessen und die duftigen Reifröschchen, die um den Lebensweg des Götterliebings mit Schwipserin und ausgelassenen Tollheiten Arm in Arm einen gar buntbewegten Ringelreigen tanzten. Man muß Kuppelwieser vergessen und Bauernfeld und Vogel und alle, alle die geistigen Größen dieses einzigen Altwien, als das vergangene Jahrhundert noch jung war. Muß den Schubert Franz, der „so schwer warm werden konnte“ einsam sehen, lange Jahre mit dem Bild eines Mädchens, eines einzigen Mädchens im Herzen, mit dem ihn ein kurzer, traurig und banal endender Herzensroman verband. Da gedenkt dann das arme Schulmeisterlein, das nur zu oft den Fausenkaffee nehmen mußte, ohne ein Mittagessen im Magen zu haben, mit weinender Seele an die etwas blatternarbig, aber gute, gute Therese Grob, die er nicht freien konnte, weil es die Verhältnisse nicht erlaubten. Und muß sich die hauchfeine Schönheit einer kaum aufgeknospten Reigung zu einem gar hohen Fräulein durch das Bewußtsein trüben lassen, nichts anderes zu sein als ein besserer, gräßlicher Bedienter, der im Gesindehaus sein Zimmer hat. Wie viele stummen Klagen flossen dann nicht in die vierhändige Klavierphantasie, die Schubert der älteren Komtesse Esterhazy später widmete, die er auf Schloß Belcsz unterrichten durfte!

Da ist dann Schubert nicht mehr der Wiener mit der fidele Seele, der bald traurig, bald ausgelassene Bechtumpan mitten in einer Korona frohsinnigster Jugend. Ein Träumer steht vor uns, in tiefster Seele verbittert, unglücklich, allen Gärten des Lebens ausgesetzt, von Amt und festem Verdienst ausgeschlossen, freudlos und vielleicht auch freudelos. Und wir hören einen wunderbaren Wollakford aufklingen, eine ewig-schöne Melodie, ein seltsames Lied, das unter Tränen lächelt, und gedenken des armen Schulmeisterleins, das sich sogar von seinem Elternhaus los sagte. Und der im Frühling des Lebens aufbrechen mußte von dieser Welt, die ihm kein Freudental gewesen.

E. H.